

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Band:** 33 (1951)  
**Heft:** 3

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433  
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerlei Winterthur AG, Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzelle oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montagabend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

## Die italienische Hausfrau

Die Italienerin ist eine gute Hausfrau, wenn sie auch nicht so fleissig ist wie die deutsche. Die Wogen des Haushalts schlagen nicht über ihr zusammen, ihr Waschtage ist kein Grossunternehmen, das Mittagessen ist in höchstens einer Stunde fertig. Man muss ihr aber recht geben, wenn man sieht, wie sie sich körperlich in Form erhält und wie ihr Heim doch in Ordnung ist. Die Italienerin geht nicht im Haushalt, sondern in der Familie auf.

Italienische Ehemänner mögen Frauen und Kinder rücksichtslos und unverstört verlassen, die Familie bleibt auch ohne sie bestehen, ja der Zusammenhalt wird womöglich noch enger.

Die Mutter ist die anerkannte Herrscherin und gleichzeitig der Finanzminister der Familie. Vater — wenn er vorhanden ist — und Kinder liefern ihren Verdienst, die Töchter restlos, Väter und Söhne zum grössten Teil der Mutter ab. Das ist für sie ganz selbstverständlich und auch kein Opfer, denn sie kennen es nicht anders und überdies hat die Mutter soviel Verständnis und Ehrgeiz für ihre Kinder, dass sie ihnen mehr bietet als sie sich selbst leisten könnten.

Drei Töchter einer Familie des unteren Mittelstands oder der Arbeiterklasse zum Beispiel verdienen miteinander etwa 80 000 Lire (100 Lire = ca. 60 Rp.), zwei Brüder zusammen 70 000 Lire (50 000 für die Mutter), der Vater liefert von seinen 60 000 vermutlich 40 000 ab. Das sind immerhin 170 000 Lire, Zins und sonstige Kosten abgezogen 150 000 Lire, mit denen die Hausfrau schlau zu wirtschaften versteht. Mangel an Schulbildung ist da kein Hindernis.

Wenn sie einkaufen geht, hat sie jedenfalls schon zuhause genau berechnet, wieviel sie ausgehen darf. Das ist gar nicht so wenig, wenn die arbeitende Familie zahlreich ist; kleine Geschwister sind zwar immer vorhanden, fallen aber nicht wesentlich ins Gewicht, höchstens wenn sie zur ersten Kommunikation gehen und dazu unbedingt wirklich gute Kleider brauchen. Die kleinen Mädchen bekommen seidene oder Spitzen-Brautkleider, die nachschleifen müssen, wenn richtig sein soll, lange Tüllschleier, Kopftutz, Handschuhe, Spitzenschürchen; die wilden Bengels werden für den einen feierlichen Tag elegante Kavaliere in hellgrauen Frakanzigen, natürlich mit langen Hosen, gestärkten Etonkragen, pomadisiertem Schopf. Anders tuns die Mütter nicht, schon wegen der Nachbarinnen. Die kleinen Mädchen sind hochzufrieden, den Jüngens ist es gleichgültig, vielleicht sogar lästig, dass sie so fein und rein sein müssen.

Ja also, Mittagessen! Die Geschäftszeit der Märkte beginnt erst gegen 10 Uhr, weil die Hausfrauen erst ihre Wohnungen in Ordnung bringen, ehe sie ausgehen. Den kurzen Besuch in der Kirche und den kleinen Klatsch mit anderen Hausfrauen mitgerechnet, dauert das Einholen eines bis einhalb Stunden, je nach Frömmigkeit und Redseligkeit. Das Mittagessen wird jedenfalls rechtzeitig fertig, denn die Pasta asciutta darf nicht ganz gekocht sein, wenn sie schmecken soll. Ein Kottelet ist rasch gemacht, wenn es aussen verbrannt, in-

nen roh sein darf. Der Salat wird erst bei Tisch mit Essig und Oel vermischt. Obst, Käse vollständigen das Mahl. Natürlich gibt es in italienischen Kleinbürgerfamilien nicht jeden Tag ein so reiches Menü. Pasta asciutta ist immer da, Fleisch, Käse und Obst sind aber entweder-oder-Gänge. Die Lebensmittel sind in Italien ziemlich teuer:

Lire	
Brot	115—150 je Kilo
Teigwaren	300 je Kilo
Rindfleisch	1200 je Kilo
Schafffleisch	500 je Kilo
Wurstwaren	1000—1500 je Kilo
Speck	400—600 je Kilo
Oel	600 je Kilo
Eier	35 je Stück
Käse	800—2000 je Kilo
Kartoffeln	50 je Kilo
Erbsen	60 je Kilo
Gurken	40 je Stück
Spargeln	250 je Kilo
Aepfel	300 je Kilo
Orangen	300 je Kilo
Kirschen	300 je Kilo
Wein	120—250 je Liter
Milch	80 je Liter

Wenn also eine Hausfrau für sieben Personen

1 Kilogramm Teigwaren (pasta)	300.-
500 Gramm Rindfleisch	600.-
3 Gurken	90.-
200 Gramm Tomaten (für die unerlässliche Tunke zur Pasta asciutta)	50.-
100 Gramm Parmesan (ebenfalls unerlässlich für die Pasta asciutta)	80.-
1/2 Liter Wein für den Vater	100.-
einkauft, so hat sie vorläufig 1270.-	
ausgegeben. Sobald der Jüngste aus der Schule kommt, muss er fort, um noch	
1 Kilogramm Brot	120.-
1 Liter Milch	80.-
1 Kanne Oel (1 Kilogramm, nicht das feinste)	500.-
1700.-	

zu holen. Die Milch lässt er trotz vorhergehender Ermahnungen und drohender Ohrfeigen manchmal fallen. In den Strassen sieht man oft Milch, Wein und Oelpfützen und Scherben.

Milchkaffee mit Weissbrot ist in Italien ein beliebtes, weil billiges Abendessen.

Eine Hausfrau, die ihre Familie für rund 60 000 Lire verpflegt, erübrigt bei dem oben angenommenen Einkommen genug, um die Kinder so zu kleiden, dass sie auf höheren Mittelstand einschätzt, wer sie nicht daheim im Städtchenhaus in der Zweizimmer und Küche-Wohnung besucht hat, die ebenso primitiv-geschmacklos eingerichtet ist wie die Töchter raffiniert geschmackvoll gekleidet sind.

Für sich selbst sind diese ehrgeizigen Mütter rührend bescheiden. Es ist vorgekommen, dass die gute Mutter bei der Hochzeit ihrer Tochter (in

Prachttoilette) nicht in der Kirche erscheinen konnte, weil sie keinen Hut und keinen Mantel besass.

Sehr wahrscheinlich hat sie aber ein heimliches Sparbuch oder eine heimliche Barschaft irgendwo versteckt, für Sonderfälle.

In Arbeiterfamilien, in denen nur der Vater für Frau und mehrere Kinder verdienen muss, hat die Frau wohl eine schwierigere Aufgabe. Ihre Menüs werden eben hauptsächlich aus Reis, Pasta asciutta, Polenta und Milchkaffee bestehen, aber irgendwie kommt sie immer zurecht. Eltern stehen bei Nachbarinnen helfen guthetzig — trotz gele-

gentlicher fuchtelnder, gellender Auseinandersetzungen —, laden die Kinder ein, spenden hübsche Kleider und tun sonst noch verschiedenes, was mit ebensoviele Selbstverständlichkeit angenommen wie geboten wird.

Krasses Elend sieht man eigentlich wenig in Italien, vielleicht weil der Italiener im allgemeinen bemüht ist, den Schein zu wahren. Die wilden, zerlumpten Gestalten, die es hauptsächlich im Süden doch häufig gibt, gehören zu der Gesellschaftsklasse der vorurteillosen, arbeitsscheuen Landstreicher, die sich nichts Besseres wünschen.

H. Goldegg

## Flüchtlingskinder

Seit 1946 habe ich mich zeitweise, im Auftrag des Schweizerischen Roten Kreuzes, mit der Auswahl von Kindern für einen dreimonatigen Familienaufenthalt in der Schweiz befasst. Meine Reisen führten mich ausschliesslich in die Westzonen Deutschlands. Vieles bei diesen Reisen hat sich im Lauf der Jahre geändert, eines bleibt immer gleich — das Kinderelend. In den ersten Nachkriegsjahren sah man in den Grossstädten eine relativ einheitliche, fast monotone Misere. In diesen Jahren waren es aber in erster Linie die schon vorher sozial Benachteiligten, die unter dem allgemeinen Mangel am krassen zu leiden hatten. So brachten wir vorwiegend kriegsgeschädigte Kinder in die Schweiz, ferner solche, die schon immer in ärmlichen Verhältnissen gelebt hatten und denen Hunger und Kleidermangel am schnellsten und nachhaltigsten zugesetzt hatten. 1948 wurden die Kindertransporte aus Deutschland eingestellt, nachdem durch die Währungsreform die Wirtschaft wieder in Gang gekommen war und die Verhältnisse angefangen hatten, sich zu normalisieren.

Eine Menschenkategorie jedoch blieb und bleibt auch heute noch im bitteren Elend stecken: es sind die Ostflüchtlingskinder. Es handelt sich dabei um Leute, die in den von Deutschland abgetrennten Gebieten wie Ostpreussen, Schlesien u. a. gewohnt haben, andererseits um die Sudetendeutschen und um alle deutschen Siedler in den Balkanländern einschliesslich der Siebenbürger, die seit ca. 700 Jahren dort ansässig waren. Heute ist es nicht eine Volksschicht, die ins Elend gekommen ist, sondern die Bevölkerung ganzer Länder. Dadurch ist auch das Gesamtbild dieser Kinder viel bunter. Wir finden Kinder von Intellektuellen, die unterernährt sind, deren Kleider nur aus Flecken bestehen und deren Wohlergehen als einziges perfekt ist. Manchmal sehen wir Kinder aus Familien, aus allen denkbaren Berufen, die in entlegenen Bauernhöfen menschenunwürdig untergebracht sind. Sie haben lange Schulwege und zerrissene Schuhwerk — und sehen blühend aus dabei. Für die Eltern solcher Kinder bestehen keinerlei Arbeitsmöglichkeiten, sie leben in ihren abgelegenen Winkeln sozusagen als hoffnungslose Gefangene ihres Schicksals. So sind wir manchmal bereit, auch einem etwas pausbäckigen Kind trotz seiner robusten Konstitution einen Schweizeraufenthalt zu ermöglichen, um ihm einmal etwas anderes als die graue Hoffnungslosigkeit seiner Umgebung zu zeigen. Nicht

selten sind die Kinder für ihre Schweizerreise auffallend neu ausgestattet und recht gut gekleidet. Manchmal sind es Erzeugnisse besonders tüchtiger Mütter oder Nachbarinnen, manchmal aber ist es ein gewisser, vielleicht übertriebener Stolz der Eltern, ihr Kind tadelloso gekleidet in die Schweiz zu schicken. Solche Eltern können es nicht über's Herz bringen, ihre Kinder in der gewohnten Armut zu lassen und setzen das Letzte dran, oder machen gar Schulden, um vor uns noch eine gute äussere Form zu wahren. Dazu gehört auch die allgemeine und überall auffallende gute Erziehung der Flüchtlingskinder. Die Familien haben wohl ihren äusseren Lebensstandard verloren, ihre guten Umgangsformen haben sie bewahrt und geben sie mit Sorgfalt ihren Kindern weiter, wohlwissend um den Wert dieses unverlierbaren Gutes.

Sicher ist, dass das Los jener Flüchtlingskinder, deren Kinder das Schweizerische Rote Kreuz in die Schweiz nimmt, in jedem Fall ein hartes ist. Sie haben zuerst Heimat und Habseligkeiten verloren, haben kaum je auch nur die Aussicht ihrer alten Beruf auszuüben, sind arbeitslos oder meist nur zeitweise als Hilfsarbeiter tätig und, was wohl am schlimmsten ist, ihre Zukunft und diejenige ihrer Kinder liegt bedrückend hoffnungslos vor ihnen.

Dr. med. I. S.-B.

Wir freuen uns, den Abonnentinnen unseres Frauenblattes mitteilen zu können, dass die sieben Flüchtlingskinder, für die wir unsere Sammlung veranstalten, mit einem Rotkreuz-Kinderzug am Freitag, den 18. Januar, in Zürich eintreffen und noch am selben Abend in unserem Kinderheim einziehen werden. In der nächsten Nummer unseres Blattes werden wir Ihnen mehr über sie berichten können. Heute wissen wir erst, dass es vier Buben von sieben, neun und zehn Jahren und drei Mädchen sein werden, ein siebenjähriges und elf-jähriges Zwillinge.

Wir danken allen, die es uns durch ihre Beiträge ermöglicht haben, die Kinder jetzt aufzunehmen und für sie die ersten notwendigen Anschaffungen zu machen. Wer gerne für die kleinen Gäste stricken oder nähen möchte, kann sich für nähere Angaben an unsere Hausmutter, Fräulein Hedwig Hottinger, wenden. Adresse: Kinderheim Petersbühl, Fehraltorf, Kanton Zürich.

Verstand und Redaktion des Schweiz. Frauenblattes

## Zürich

Von welcher Seite immer man nach Zürich kommt (und diesmal kam ich vom Flughafen her): nirgendwo schneidet man ein Elends-Viertel. Zürich ist eine Grossstadt ohne Stums.

Ihre anmutige Lage zwischen See und Hügeln hat sie gelehrt, ihre behibigen Arbeiterviertel aber sind ihr Verdienst.

Kommunismus, Ekzema an kranken Volkskörper, findet im wohlgenährten Zürich keine Angriffsfläche. Wo der Arbeiter bürgerlich leben kann, verliert der Klassenkampf seinen Sinn.

Zürich ist nicht billig, nein, das ist es nicht. Aber man bekommt dort etwas fürs Geld; das kann man wohl sagen. Ein Pot-au-feu in der «Kronenhalle» etwa. So lange man auch darauf warten muss: es lohnt sich. In und um Zürich gibt es Gerichte, die ich auch nach vielen Jahren nicht vergessen habe und nun konservatives Europa! — wieder geniessen. Nicht einmal viel teurer sind sie geworden. Ich stamme aus einem Lande, in dem man, zu essen versteht (oder doch verstand), aber vor einem gebackenen Hecht am Zürichsee wird mir immer noch feierlich zumute. Das Bemerkenswerte ist auch hier die ausgeglichene Qualität. Wie man in Prag einst sicher sein konnte, auch beim kleinsten Vorstadtselcher frische Knackwürste anzutreffen, so geht man rund um den Zürichsee kaum je fehl, wenn man gebackenen Hecht bestellt.

Wo sie nur alle herkommen, die vielen Hechte? Man hat den Eindruck, dass am Zürichsee an einem schönen Sommer-Sonntag mehr Hechte gegessen werden, als in ihm leben können, ohne alle andern Fische aufzufressen. Dennoch stehen auch Felchen

auf der Speisekarte, Weissfische und was sonst noch. Es ist das Hechtwunder des Zürichsees.

Ich hatte einen Besuch in Davos gemacht. Als mich der Zug zurückführte, war es schon Nacht und damit zweifelhaft geworden, ob ich in Zürich noch ein Hotelzimmer finden würde. Also stieg ich schon in Wädenswil aus und trug dort mein Köfferchen in den nächsten Gasthof. Die erste Frage der Wirtin, die ich aus dem Schlafe weckte, galt nicht meinem Pass, sondern sie erkundigte sich, ob ich schon zu Abend gegessen hätte. Als ich vermeinte und um etwas Käse oder Wurst oder was sonst zur Hand sei, bat, stellte sich die wackere Frau wahrhaftig um Mitternacht an den Herd und buh mir einen Hecht, wie ich nie einen bessern gegessen habe.

Das ist Gastlichkeit! — Nicht vier Formulare... Als ich am nächsten Morgen die Rechnung befragte, stellte ich fest, dass ich in diesem Provinz-Gasthof für ein Drittel des Preises ebenso sauber geschlafen und ebenso gut gegessen hatte wie in einem Grand-Hotel. Wenn auch nicht so üppig.

Städte (und Kantone) sind so wenig Engel wie Menschen. Auch Zürich nicht. Im argen liegt sein Strassenverkehr.

An der Ecke der Bahnhof- und Uraniastrasse steht die verwirrendste Verkehrsampel, der ich je begegnet bin. Sie glüht nicht nur farbig auf wie ihre Kolleginnen — und das ist für einen Fussgänger genug —, nein, von Zeit zu Zeit kommandiert sie auch mit Leuchtschriften «Gehen» oder «Warten».

Als ich über die Strasse gehen wollte, legte ich mir eine Hand auf die Schulter und eine Stimme fragte: «Können Sie nicht lesen?» Ich bejahte (sinnemässig, wenn auch nicht grammatikalisch).

«Warum warten Sie dann nicht?» forschte die Stimme weiter, die nebst der Hand einem Verkehrsplättchen gehörte.

«Worau?» fragte ich zurück, denn weit und breit war kein Auto in Sicht.

«Bis 'Gehen' kommt», erwiderte er. «Wozu?» wollte ich wissen. «Die Strasse ist frei.» Aber dort steht noch «Warten!» bestand der Shylock des Verkehrs auf seinem Schein. — «Jetzt!» atmete er auf und nahm die Hand von mir, «Jetzt können Sie gehen!»

«Jetzt will ich nicht mehr», bockte ich und blieb stehen, dem «Gehen» zum Trotz.

«Man hat es nicht leicht mit so einem...», bemerkte der Polizist zu einem Bürger, der gehorsam stehen geblieben war, weil ihn der Apparat inzwischen dazu aufgefordert hatte. — Noch war kein Auto in Sicht; doch der Mann stand wie ein Fels und sah dabei so tugendhaft drein wie ein gerechter Kammacher, von dem Gottfried Keller sagt, dass er keine Laternen auslöschet, aber auch keine anzündet.

Darauf nämlich läßt solche Ampel-Disziplin hinaus: auf ein Volk gerechter Kammacher — der Himmel bewahre uns!

Wie verhält es sich in der Tat? Die Strassen Zürichs sind von Fussgängern für Fussgänger (höchstens noch für Reiter und Pferdewagen) gebaut worden. Heute noch bilden die Fussgänger in Zürich — wie in der Schweiz und im ganzen übrigen Europa — die Mehrheit.

Wo bleibt die Demokratie, wenn die Mehrheit von einer Minderheit kommandiert wird? Und das — wie diese Verkehrsampel erweist — nicht nur zur Sicherheit, sondern auch im Leerlauf?

Der Einwand liegt nahe, dass in einer Demokratie auch die Minderheit Rechte hat.

Auch — wohlgemerkt! Im grossen ganzen aber regiert die Mehrheit, ohne sich «Gehen» und «Warten» kommandieren zu lassen.

Ein anderer Einwand verweist auf amerikanische Beispiele. Er ist noch fadenscheiniger, denn er lässt zwei wesentliche Umstände ausser acht: erstens sind in den USA die Autofahrer in der Mehrheit und beherrschen somit demokratischweise die Strassen,

und zweitens ist dort die Automobilindustrie die wichtigste des Landes.

Keins von beiden trifft auf die Schweiz zu: ihre Autos reichen nur für eine Minderheit der Bevölkerung, und ihre Autoindustrie beschränkt sich auf die Herstellung von Last- und Postwagen.

Weshalb also müssen auch hier die Fussgänger ihr Leben, ihre Gesundheit oder doch ihre Bequemlichkeit dafür lassen, dass eine kleine Minderheit früher zu Tisch oder Jass kommt? Denn darauf läuft es zu meist hinaus. — Auch darauf, versteht sich, dass wohlhabende ältere Leute sich vormachen, sie trieben Sport. Zu Unrecht: diesen Sport treiben ihre Maschinen, nicht sie.

Nein, man soll sich nicht dumm machen lassen. Vom Auto so wenig wie vom Flugzeug. Worauf es ankommt, ist der Mensch. Seine Sicherheit, ja auch nur sein Behagen, ist wichtiger als jegliche Zeitersparnis.

Was wollen Sie also? Höre ich Autofahrer murren. Den Packesel? Die Postkutsche? Die «alte gute Zeit»? — Einer sagte mir die Verse auf:

... nur ein Rad gebrochen,  
So herrschte Heiterkeit.  
Zweiten brachen Knochen —  
Die gute alte Zeit!

... Doch wie wenige Knochen brachen damals im Verhältnis zur jetzigen Unfallzahl! Schweizer Strassen! Rund 30 000 Verkehrsunfälle mit 16 000 Verwunden und 711 Toten im letzten statistisch erfassten Jahre! Rechnet man sie von der Autozahl der Schweiz auf die der Vereinigten Staaten um, kommt man zu einem überraschenden Ergebnis: Amerika ist verkehrssicherer als die Schweiz!

Was ist zu tun?

Sehr einfach: da sich herausgestellt hat, wie tödlich unverbreit Autos und Fussgänger sind, soll man sie trennen. Man baue den Fussgängern aus ihren Steuern Gassen und den Autos Strassen, welche die Autofahrer bezahlen.

Das Vorbild geben die Eisenbahnen.

# Da liegt es, das Kindlein —

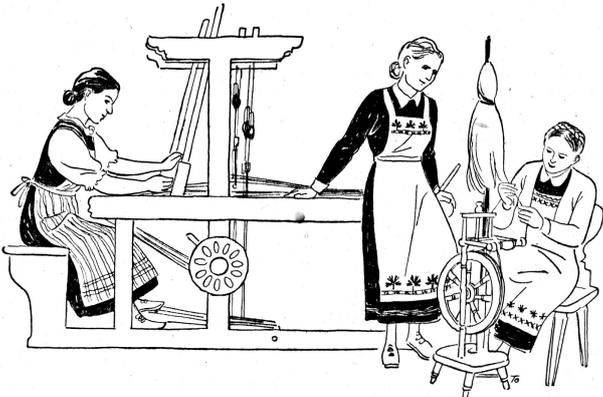
Gedenket der Berghilfe

Das Lied haben unsere Kinder in seligem Stauden tadelnd gesungen in der vergangenen Weihnachtszeit. Sie schauten das Kripplein, darin «aus Heu und Stroh» das Kind liegt. Einmal fragte ich unseren Kleinsten: «Ist das nicht traurig, dass das Gotteskind so arm war und nicht einmal ein Bettlein hatte?» Da schaute der Bub gross auf und lachte: «Aber es hätte ja ein Bett haben können — Gott kann doch alles!»

Die Antwort hat mich nachdenklich gemacht. Das Kind glaubt also an die selbstgewählte Armut des Erlösers. Und an seine Macht, alle Not zu bannen. Wie wird es enttäuscht sein, wenn es als grosser Bub erkennt, wieviel Not trotz der Allmacht Gottes auf Erden ist! Da bleibt wohl nur die Pflicht,

Ein Verdienst? Wo der Schnee durch Monate mehrer Wochen vor den Fenstern liegt, lässt sich nicht viel machen. In's nächste Dorf ist der Weg im Winter gefährlich und zwei gute Stunden weit. Der noch junge Mann schaut seine gesunden, starken Hände an und denkt, es liesse sich vieles machen, wenn er Werkzeug hätte, eine Hobelbank. Aber das sind alle Wunschträume, die wenig nützen, und einen schwermütig machen.

Dann, mitten im Winter, stapft einmal ein Fremder den Berg herauf. Er sei der Leiter eines Kurses im Dorf unten und möchte fragen, ob der Bauer nicht auch mittun wolle. Ja, das wäre etwas, meinte der Bauer und seit Wochen geht die erste rechte Freude über sein Gesicht.



dem Kleinen schon beizubringen, dass Gott von uns erwartet, wir würden den Armen helfen, die Geplagten unterstützen und die Kleinen warm betten. Mütterlicher und fräulicher kann keine Aufgabe sein, als die, dafür zu sorgen, dass jede Generation die Pflicht erkennt, den Benachteiligten, den vom Glück Vergessenen zu helfen.

Kindlein «auf Heu und auf Stroh» dürfte es nicht mehr geben, nicht wahr? Wenigstens nicht in einem Lande, das sich rühmt, die «barmherzigste Schwester Europas» zu sein. Aber es gibt sie noch. In den hochgelegenen Hütten und Häusern der Bergbauern liegt oft nicht nur ein Kind auf dem Strohsack des Bettes, sondern deren zwei und drei. Sie geben sich warm, ja — aber es kann eine unguete Wärme sein und die Eltern spüren, dass endlich etwas geschehen sollte, damit die Kinder Platz bekommen, wenigstens zum Schlafen. Doch wie sie auch überlegen und ausrechnen — es will nicht gehen. Die Kinder brauchen Schuhe, Kleider und Brot. Für mehr reicht es nicht, denn das schmale Gürtlein trägt wenig ab und wenn noch ein Unglück im Stall und Steinschlag die Einnahmen verringern, so steht die nackte Not vor der Tür. Der Bauer sollte halt im Winter etwas verdienen können, das würde ihm ermöglichen, die so notwendigen Anschaffungen für den Haushalt zu machen.

Im Dorfe sägen, hobeln und nageln die Bergbauern. Einige sind ungelinkt, haben noch Mühe, mit dem Werkzeug umzugehen. Aber die Jungen breiten rasch, was der Lehrer will und nach Wochen ist es dann so weit, dass die Werkstatt mit nützlichen und zugleich schönen Dingen angefüllt ist. Unser Bauer hat zwei Bettlein gemacht, einfache, schlichte Arvenbettlein aus dem Holz seines Waldes. Die Berghilfe ist für ihn wie ein Wunder gekommen, denn auch der Kursleiter hat gleich gesehen, was für geschickte Hände der Bauer haben. Nun ermöglicht ihm die Berghilfe die Anfertigung eines Hobelbankes, damit er im Winter schaffen kann — zuerst für die Familie und dann auch für die Leute im Dorf, die immer wieder etwas brauchen. Und nächstes Jahr werden die Frauen ihren Webkurs haben, sie werden nähen und flicken lernen und die Wolle ihrer Schafe verarbeiten. Dann bekommen die Kinder einen warmen Laubsack und d-rauf die guten, handgewobenen Bettücher. Schön muss es sein, zu spüren, wie aus eigener Kraft und mit brüderlicher Hilfe die Freude in so absehbare Höhen kommt — die Freude und die Wärme, aus denen ja, nicht wahr, das Glück besteht. M. D.-R.

Unterstützen auch Sie die Berghilfe-Sammlung: Postcheck-Konto VIII 324 43 Zürich

## Eine Mutter sitzt im Gefängnis

Die Zeitungen meldeten vor einiger Zeit (und die Sache lässt mir keine Ruhe): «Die Familie Kümmerli bewohnte mit ihren fünf Kindern eine Wohnbaracke in der Gegend von Menznau. Die Baracke war eine sogenannte Reversbaute, die Ende 1949 niedrigerissen werden sollte. Vater Kümmerli war von der Firma, bei der er zuletzt gearbeitet hatte, wegen Arbeitsmangel entlassen worden und arbeitete seit einiger Zeit auf einem Bauernhof im Bernischen als Hilfsmelker. Sein Lohn war gering, so dass er für die Familie nicht viel erbringen konnte. Am Sonntag war er zu Hause auf Besuch, konnte aber seiner Frau, die ihn um Geld bat, nur 5 Franken zurücklassen. Dabei war die

Familie von Schulden gedrückt und hatte nirgends mehr Kredit. Die Frau wusste nicht mehr, wo das Geld hernehmen, um die hungrigen Mäuler ihrer Kinder zu stopfen. Von der Not gedrückt, von der Verzweiflung gepackt, fasste sie den furchterlichen Entschluss, die Baracke anzuzünden und mitsamt den Kindern den Flammentod zu suchen. — Abends um 23 Uhr, als die Kinder schliefen, zündete sie das Stroh im Geissenstall an und setzte so die Baracke in Brand. Als sie dann aber die Flammen auflodern sah, bessern sich die 5 Kinder vor den Flammen und brachte sich selber in Sicherheit. Die Baracke brannte mitsamt dem armseligen Mo-

Warum gefährden sie die Fussgänger nicht, ja, halten sie kaum auf, sondern befördern sie und helfen ihnen als rechte Verkehrsmittel? Weil sie auf eigenen Wegen fahren.

Warum separiert man denn nicht die um so viel gefährlicheren Autos?

Ich war Zeuge, wie ein kleines Mädchen von einem Auto getötet wurde.

Der Krug, in dem sie Milch eingeholt hatte, lag neben ihr und war nur ein Scherbenhäufchen wie sie. Die rosa Schleife in ihrem Zöpfchen war unversehrt geblieben, eine sorgfältig geknüpfte Schleife — man sah ihr an, dass eine zärtliche Hand sie gebunden hatte.

Nah stand das Personauto, das ordnungsgemäss angehalten, nachdem es sie überfahren hatte. Eine weisshaarige Dame beteuerte dem Verkehrspolizisten ins Notizbuch, dass sie nur mit mässiger Geschwindigkeit um die Ecke gebogen sei, als ihr das Kind verträumt in den Wagen lief. — Nun ja, Kinder sind verträumt. Auch, das sie verschert sei, gab sie an. Der Verkehrspolizist notierte das alles und die Wagennummer dazu, und während ich dabei stand, huschte ein anderes Auto um die Ecke und hätte beinahe mich überfahren: die Ambulanz, welche die kleine Leiche holte.

Wahrscheinlich hatte die alte Dame recht, die das Kind überfahren hatte, denn sie sah gültig aus und nicht, als ob sie einen Cocktail zu viel getrunken hätte (denn auch das kommt vor), und gewiss hatte das kleine Mädchen recht, verträumt zu sein; und sicherlich würde der Verkehrspolizist darauf achten, dass Recht Recht bleibe und die Versicherung den Schaden bezahle.

Wenn ich aber an die Hände denke, die das rosa Schleifchen geknüpft haben, bezweifle ich, dass die Rechnung aufgeht.

Europa hat von Amerika zunächst dessen Ueberlieferungen entlehnt: den «Zeit ist Geld»-Wahn vor allem mit seiner Anwendung aus Arbeits- und Verkehrssteuern.

Menschen ihre Kinderkrankheiten durchzumachen haben, um Schutzstoffe gegen sie zu entwickeln.

Bedenklich, wenn ein altes Volk sich ansteckt; es ist, wie wenn ein Erwachsener Masern bekommt.

In Amerika ist bereits eine Reaktion gegen eben das wahrnehmbar, was Europa für den Schlüssel des amerikanischen Erfolgs und deshalb für besonders nachahmenswert hält. Das einst so gehetzte Arbeits-tempo von USA wird behaglicher, die Arbeitszeit kürzer, der Wettbewerb schonender; die Ansetzung der Quantität — ob nun an Geld oder Leistung oder Schnelligkeit — lässt nach; die Qualität schafft sich Geltung. Man vergleiche etwa die heutigen amerikanischen Autos mit denen vor dem Kriege: sie sind kaum schneller, aber um vieles bequemer geworden. Bezeichnend ist auch der schwindende Unterschied zwischen billigen und teuren Wagen. Man entsinne sich, wie krass früher ein Ford oder Chevrolet von einem Packard oder Cadillac abstach. Stehen sie jetzt nebeneinander, möchte der Laie sie für Geschwister halten.

Das Bestreben, Gegensätze auszugleichen, wird in Amerika immer allgemeiner. Auch im Strassenverkehr. Selbst auf betonierten Autostrassen verbieten die USA Geschwindigkeiten, die in der Schweiz auf schmalen Stadtstrassen gefahren werden, und mit der Stopphur in der Hand erzwingen Polizeistreifen die Einhaltung der Höchstgeschwindigkeit. Selbst in Los Angeles, das als Stadt wildsten Fahrgangs gilt, ergeben hundert Kilometer Stunden-geschwindigkeit unter allen Umständen drei Tage Arrest, weil sie, wie das dortige Verkehrsgesetz ein für allemal festgelegt hat, «ebenso mörderisch sind, «wenn ein Minister, wie wenn ein Student sie fährt».

Schärfer als in der Schweiz protestiert in Amerika die Presse gegen Autoraserei. «Readers Digest» betitelt einen Artikel «Jugendliche Mörder hinterm Lenkrad» und kommt in einem daran zum Schluss, dass «neunzig Prozent aller Verkehrsunfälle der Trunkenheit zuzuschreiben» sind, und zwar «nicht nur der alkoholischen, sondern auch der Misch-trun-

kenheit der Fahrer, die sich in ihrem stupiden Geschwindigkeitswahn für Herren der Strasse halten. Eine so unverblühte Sprache spricht in den autofreien USA die Zeitschrift, die den stärksten Einfluss auf die öffentliche Meinung ausübt; — wie zahlm klingt dagegen die meine!

Amerikanische Fussgänger lassen sich ihr Recht auf die Strasse nicht schmälern; wenn nötig, erzwingen sie es. Innerhalb der Städte haben die Autofahrer sich nach ihnen zu richten. Deshalb wird in New York um vieles rücksichtsvoller gefahren als etwa in Zürich.

In Südamerika können die Fussgänger geradezu rebellieren. Dafür ein Beispiel: Jedes Jahr unternimmt es die Verkehrspolizei von Rio de Janeiro ihre zwei Millionen Fussgänger zu verkörperlichem Ueberschreiten der Strasse zu erziehen. Zu diesem Zwecke stellt sie auf der Avenida Rio Branco, die der Hauptboulevard ist, eine Woche lang Lautsprecher auf, durch welche die Verkehrsbeamten mit Engelsgeduld warnen: «Noch nicht, meine Dame, bitte! Erst wenn die Ampel grünlich rot» oder: «Warum so eilig, Senhor? Lieber fünf Minuten zu spät als das ganze Leben tot!» und was sonst nützlicher Ratschläge mehr sind.

Rios Fussgänger gewöhnen sich daran, einmal im Jahre derart belehrt zu werden, und gehen im übrigen über die Strasse, wie sie wollen: stockend die einen, im Laufschrift die andern (zu denen ich gehöre), wieder andere in Gruppen, die zu überfahren so leicht kein Chauffeur wagt, manche plaudernd, und einzelne sogar Zeitung lesend (sollen die Autos aufpassen! denken sie).

Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich so wenig um die Fussgängerstreifen kümmern wie uns Licht der Verkehrsampeln. Ich muss gestehen, dass sie zuweilen selbst mich benutzten, der doch zu ihrer Partei gehört. Schliesslich und endlich haben auch die Autofahrer ein Recht auf die Strasse.

So ergebnislos also spielte sich die «Verkehrswoche» ab, bis in eben dem Jahr, in dem ich nach Europa flog, dem Chef der Verkehrspolizei die Geduld riss: er ordnete an, dass jeder, der die Avenida

billiar vollständig nieder. Gebäudeschaden 6000 Franken». Das Luzerner Kriminalgericht hat eindeutig herausgefunden, dass diese Frau ihre Tat einzig aus Verzweiflung beging und sich nicht etwa in den Besitz der Versicherungssumme setzen wollte. Man habe alle Milderungsmöglichkeiten angewendet und diese Mutter nur zu 16 Monaten Gefängnis (!) verurteilt. — So hat dieses Drama sein Ende genommen. Die Richter taten ihre Pflicht und eine Mutter wanderte ins Gefängnis! Nun aber, wer beschreibt die tiefe seelische Not die eine Mutter dazu treibt, eine solche Handlung vorzunehmen? Davon konnten wir kein Wort lesen; es wurde abgeurteilt nach den Paragraphen des Strafgesetzbuches. Hatte diese Mutter nicht vorgezogen, mit ihren fünf Kindern gemeinsam in den Tod zu gehen, statt zuzusehen, wie alle hungern oder sie hergeben zu müssen. Wir alle wissen, wie Verdinkinder gelegentlich aufgehoben sind. All dies, das für und wieder, beschäftigte diese Mutter. Wie sollte es weiter gehen mit fünf Franken Lohn ihres Mannes für eine ganze Woche, um sechs hungrige Mäuler zu stillen —? Liebe Leser, kein anderes Argument, als die Mutterliebe zu ihren Kindern, hatte diese Frau zu dieser Impulsivhandlung getrieben, ihre Behausung anzuzünden, damit alle gemeinsam diesem Jammer und Elend entfliehen. — Nun sitzt die Mutter hinter Gefängnismauern, die Kinder sind zu fremden Leuten gekommen, die ganze Familie ist auseinander gerissen, gerade das ist nun eingetreten, was eben diese Mutter verhindern wollte! Was war mit jener Gemeindefürsorge, jenen Nachbarn, jenem Grossbauern, wo der Vater Hilfsmelker war, haben und merken diese alle nichts —? Hatten diese kein Verantwortungsgefühl, was sie ihrem Nächsten in christlicher und moralischer Hinsicht schulden, nämlich zu helfen und die göttliche Gabe, die ihnen als Erbgut gegeben wurde, zu verwerten, seinem Schwächeren beizustehen. — Lieber Leser, trägst du und ich nicht auch ein klein wenig die Mitverantwortung an diesem Unglück —? Wir alle sind Eidgenossen; haben uns gelobt, einander zu helfen. Um helfen zu können und den richtigen Sinn zu verstehen, brauchen wir ein Herz, das die ungesprochenen Hilferufe hört. Es ist unsere Pflicht, die sozialen Werke überall auszubauen, um unverschuldet in Not geratenen Familien zu helfen. Man wird mir entgegen, diese Frau hätte auf eine Amsteltelle gehen können, man lasse in der Schweiz niemanden verhungern. Wie es vielfach mit der finanziellen Hilfe einer Gemeinde bestellt ist, kennt man, man ist stets willkommen, nur nicht für eine Unterstützung. Das Drama von Menznau zeigt wiederum mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, dass auch Frauen, denen das Wohl und Wehe unserer Familien am Herzen liegt, in Amts- und Gerichtssälen zur Mitwirkung und Beurteilung zugezogen werden sollten. Denn nur eine Frau, die selber gekämpft hat, die die Höhen und Tiefen einer Frauen- und Kinderseele kennt, kann eine solche Tragik ermessen. Ich bezweifle ernsthaft, dass eine erfahrene Frau und Mutter einer solchen Verurteilung hätte beipflichten können. Eine Bewährungsfrist mit einer auskömmlichen Familienunterstützung wäre sicherlich hier besser am Platz gewesen und hätte Wunder gewirkt. Eine Mutter, die solche Entbehrungen durchgemacht hat und sich ausser ihrer Verzweiflungstat nie etwas zuschulden kommen liess, ist doch keine Verbrecherin. Eine Frau mit 5 Kindern in derart unhaltbaren Verhältnissen ist schon geplagt und gestraft genug, ohne dass man sie noch seelisch vollständig ruiniert. Können sich die Herren des Gerichts vorstellen, was aus dieser Frau und Familie nach Verbüßung der harten Strafe werden wird —? Hat man sich im Gericht hierüber auch seine Gedanken gemacht, oder ist mit Fällung des Urteils der Fall für das Gewissen erledigt und abgetan —? Nein, so wahr das prächtige Werk der Altershilfe geschaffen worden ist, so sollen auch unsere Kinder nicht um Almosen betteln müssen! Wir wollen und dürfen, den Wohlfahrtswerken anderer Länder nicht hintanstehen. Wenn wir manches noch besser machen zur Förderung des Familienschutzes und aus gemachten Fehlern die nötigen Lehren ziehen, dafür danken uns einst kommende Generationen! Alice Glauser

hat öffentlich zum Antrag des ostdeutschen Ministerpräsidenten Grotewohl betreffend die Frage der Einheit Deutschlands Stellung genommen. Seine Regierung sei unter bestimmten Bedingungen zu Verhandlungen bereit (Zustimmung zu allgemeinen freien Wahlen unter internationaler Kontrolle; die Garantie, solche Wahlen auch zu respektieren; Herabsetzung der Bestände der ostdeutschen Volkspolizei; Einstellung der Uebergabe deutscher Unternehmen und Kapitalien in der Ostzone an Sowjetische Industrierüst, etc.). — Adenauer sieht als einzig mögliche Haltung gegenüber der Sowjetrepublik die Verstärkung der militärischen Kräfte des Westens.

Zum «Schutze des Friedens» Aus der deutschen Ostzone wurden 31 Personen, die dort gelebt hatten, ausgewiesen. Es ist gestellt an die Demarkationslinie gebracht. Ihr «Verbrechen» bestand darin, dass sie ohne Erlaubnis in die Westzone gefahren waren (unter ihnen z. B. eine 69jährige Frau, die zwei Monate lang eine kranke Tochter pflegen gegangen war). Nach dem neuen Gesetz zum Schutze des Friedens, das in der Ostzone erlassen worden ist, wurden diese Leute als Spione oder «Feinde des Volkes» bestraft.

In argaunischen Grossen Rat wurde der Entwurf zu einem Gesetz über Tuberkulose bekämpft und abgelehnt.

Familienzulagen die dem Leistungslohn zugefügt werden, sind nun in sehr vielen Industriebetrieben eingeführt. Einer Untersuchung des BIGA wird entnommen, dass bei 41 Gesamtarbeitsverträgen (= 48 Prozent aller derartigen Verträge) Bestimmungen über Auszahlung von Familienzulagen bestehen. Nur Kinderzulagen sind in 22 Verträgen vorgesehen, die Zulagen für Haushaltzulagen in 19 Verträgen. Die grösste Zahl solcher Verträge weist, laut «Volkswirtschaft», die Textilindustrie auf.

Um das Bürgerrechtsgesetz Die eidgen. Expertenkommission hat ihre Arbeit abgeschlossen. Der von ihr ausgearbeitete Entwurf geht nun an die Kantone, die sich innert sechs Monaten dazu äussern müssen. Nach deren Stellungnahme wird der eidgen. Justiz- und Polizeidepartement seinen Entwurf erstellen, der, wenn der Bundesrat ihn genehmigt, der Bundesversammlung vorgelegt werden wird. Wir sehen, es wird noch etliche Zeit vergehen, bis Neuerungen in Kraft treten können.

Die eidgenössische Fabrikkommission ist für ihre 13. Amtsperiode vom Bundesrat neu bestellt worden. Ihre Mitglieder arbeiten zum Teil schon seit Jahren; sie werden aus Kreisen der Arbeitgeber- und «nehmer und aus Kreisen der Arbeiter und bisher einziges weibliches Mitglied ist Dr. Marguerite Schwarz-Gagg, Bern, seit Jahren dabei tätig. Es wäre zu wünschen, dass auch aus Arbeiterkreisen, von deren Verbänden, einmal ein weibliches Mitglied portiert würde.

ausserhalb eines Fussgänger-Streifens überschreite, mit zehn Cruzeros — oder zwei Schweizer Franken — gebüßt werde. Der Verkehrspolizist sollte an Ort und Stelle kassieren.

Ich hatte die Absicht, mir ein Abonnement zu nehmen, denn ich bin kein Fussgänger, an dem die Verkehrspolizei ihre Freude hat. Nein, durchaus nicht.

Altmodisch wie ich bin, glaube ich vielmehr, dass der Fussgänger Plato mehr für den Fortschritt der Menschheit getan hat als die Herren Daimler, Benz und Ford zusammengenommen. (Von Sokrates und Laotse und Buddha, die ja auch Fussgänger waren, zu schweigen.) Also bin ich ein Verdruss der Verkehrspolizei, und bisher hat noch keine Busse mich zu bessern vermocht.

Schon vor dreissig Jahren bin ich in Seattle (Wash.) beinahe mit einem Dollar gebüßt worden, weil ich eine Strassenkreuzung bei rotem Ampellicht überschritt. Nur weil ich den allerersten Tag in den Vereinigten Staaten war, kam ich mit einer Verwarnung davon. Meine Rekordbusse sind zwei australische Pfund, zu denen mich der Verkehrsminister von Queensland verurteilte, als ich zum zweiten Male eine Brücke überschritt, die Autos vorbehalten war.

Dennoch halte ich an meiner Art des Fussganges fest. Es hat mich sechzig Jahre lang rustiger erhalten als so manche Autofahrer, der erheblich jünger ist. Ich habe nicht die Absicht, es zu ändern. Soll ich als Angehöriger der Milliarden-Mehrheit, die ihre Beine betätigt, vor einer Minderheit Spalier stehen, die es vorzieht, die Abgabe ihrer Limousinen einzunehmen? Wozu besteht der Mensch zur Hälfte aus Beinchen: Wirklich nur, um Gaspel und Fussbremse zu betätigen?

Ich bin kein Don Quijote. Ich will weder mit der Autoindustrie anbinden, die sich für den Messias, noch mit dem Autohandel, der sich für den Propheten der Zivilisation hält. Die Maschine ist stärker, ich weiss. Wenn ich mit ihr anbinde, riskiere ich, überfahren zu werden. Ich wurde es schon mehrmals. Doch das ist mein Risiko, und in das lasse ich mich nicht hineinreden. Auch nicht von der Ampel an der Bahnhofstrasse.

**Die Presse-Mitarbeit der Frau**  
beim weitverbreiteten «Beobachter» hat eine erfreuliche Erweiterung erfahren, indem die beiden Baslerinnen Elisabeth Zellweger und Dorothea Christ als zeichnende Mitglieder in die Redaktion aufgenommen wurden. Fr. Zellweger widmet sich sozialen und Frauenfragen betraffen, Frau Christ bringt die kunsthistorischen Betrachtungen zu den Titelbildern.

**Die Schweiz. Schillerstiftung**  
hat, wie alljährlich, Neuerscheinungen aus der Feder schweizerischer Schriftsteller zur Verteilung an ihre Mitglieder erworben. Unter den 19 in solcher Art geehrten Schriftsteller sind die Frauen Maria Lauber (Chüngolt, Verl. Franke, Bern); Elisabeth Müller (Die Quelle, Verl. Franke, Bern); Silja Walter (Gedichte; Arche Zürich); Marianne Gagnebin (La part du destin; Griffon, Neuchâtel); Evelynne Laurence (L'étréinte de la terre; plume verte, Genf). E. B.

## Der Beitrag Jugoslawiens am Aufbau des Friedens

Der Sonderkorrespondent der «Borba» bei der UNO, Jakov Lewi, schreibt in einem Bericht unter der Überschrift «Am Aufbau des Friedens», dass die jugoslawische Delegation auf der jetzigen Sitzungsperiode der Vereinten Nationen einen grossen Beitrag zur Stärkung der internationalen Zusammenarbeit, zur Stärkung des Friedens und zur Verhinderung neuer Kriege geleistet habe.

Der bisherige Verlauf zeigt, dass trotz verschiedener Schwierigkeiten die UNO-Vollversammlung fruchtbarere Resultate zeitigte, und man konnte feststellen, dass die Völker der Welt tatsächlich den Frieden zu erhalten wünschen. Und gerade in dieser Richtung leistete Jugoslawien einen grossen Beitrag zur kollektiven Sicherheit — mit der Resolution über die Pflichten der Staaten im Falle von Meinungsverschiedenheiten. Diese Resolution löste, wie das auch von einer Reihe Delegierter in der allgemeinen Aussprache im Politischen Ausschuss hervorgehoben wurde, eine der entscheidendsten Fragen des modernen Lebens — die Frage, wie ein Krieg zu verhindern sei oder wie wenigstens der Beginn eines eventuellen Konfliktes erschwert werden kann. Die Verpflichtungen, die aus der jugoslawischen Resolution hervorgehen, werden auch die Absichten eines eventuellen Aggressors zunichte machen. Die Geschichte kennt bisher kein ähnlich ausgearbeitetes Dokument, das so scharf den Krieg verurteilt, wie das die jugoslawische Resolution tut. Die Mitarbeit Jugoslawiens in der UNO zum Ziele der Sicherung des Friedens beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Unterbreitung der oben erwähnten Resolution. Die jugoslawische Delegation spielte in allen Ausschüssen eine aktive Rolle, in denen Entscheidungen erbracht wurden, die zur gerechten und demokratischeren Lösung der internationalen Probleme beitrugen, wie z. B. der Vorschlag Trygve Lies über ein 20jähriges Friedensproblem, der Vorschlag zur Bekämpfung der Kriegspropaganda usw.

In allen diesen Friedensaktionen hat sich Jugoslawien als Sonderfaktor affirmiert und sein Ansehen ist unbestritten.

Aus Tanjug

## Haushalt-Assistentinnen in Dänemark

Hanne Budtz, Kopenhagen, berichtet in der Oktobernummer der «International Women's News», dem Organ der International Alliance of Women über ein im Oktober 1949 in Dänemark in Kraft gesetztes, äusserst belangreiches neues Gesetz, das die Frage der Haushalt-Assistentinnen (home helps) regelt.

Schon vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes kannte Dänemark die Einrichtung der zeitlich be-

## An unsere Abonnenten

Wie wir in der letzten Dezembernummer leider ankündigt haben, sind wir genötigt infolge der beträchtlichen Preiserhöhungen wegen eines neuen Arbeitsvertrages im Buchdruckergewerbe und einer grossen Steigerung der Papierpreise, wie die meisten anderen Zeitungen einen Aufschlag auf unseren Abonnementspreisen durchzuführen. Die neuen Preise sind in der Vorstandssitzung vom 16. Januar wie folgt festgesetzt worden:

Ganz-Jahr-Abonnement	Fr. 13.50
Halb-Jahr-Abonnement	Fr. 7.50
Viertel-Jahr-Abonnement	Fr. 4.50
Geschenk-Abonnemente für Abonnenten	Fr. 9.50

Wir haben die Erhöhung so tief als möglich berechnet, wobei zu sagen ist, dass sie nicht einmal den uns verrechneten Mehrausgaben entspricht, so dass wir unsere Abonnenten von ganzem Herzen bitten, uns die Treue zu halten, für neue Abonnenten zu werben, und diejenigen, die Lust dazu haben, den Postcheck eventuell noch ein wenig aufzurunden. Eine ganze Reihe von Abonnenten ha-

ben bereits ihr Abonnement einbezahlt, falls die generöse Geste machen wollen, den zusätzlichen Franken nachträglich noch einzuzahlen, so verdanken wir dies als ein Zeichen fraulicher Generosität. Immer mehr hat es sich erwiesen, dass das «Schweizer Frauenblatt» als einzige deutschsprachige politische Frauenzeitung die Beachtung weiterer Kreise findet, und so zum Träger unserer Wünsche und Postulate wird. Um diese Aufgabe aber weiterhin erfüllen zu können, müssen wir in vermehrter Masse an die Unterstützung durch unsere Frauenvereine appellieren und an die Bereitwilligkeit unserer Abonnenten, uns neue Abonnenten zuzuführen. Jeder Abonnent bringt für 1951 mindestens einen, jeder Frauenverein mindestens fünf neue Abonnenten — das sei die Lösung für 1951, das uns allen eine gesegnete Arbeit in geschlossener Frauen-Solidarität bringen möge!

Für Vorstand und Redaktion der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt  
Dr. E. Nägeli, Präsidentin  
El. Studer, Redaktorin

grenzten Aushilftätigkeit hauswirtschaftlich tätiger Frauen in solchen Haushalten, wo die Hausfrau krank oder aus andern Gründen an der Ausübung ihrer Pflichten als Familienmutter verhindert war. Diese Tätigkeit war nicht nur ein Segen für die Familien, sondern führte auch dazu, dass die Zahl der hauswirtschaftlich begabten und interessierten Frauen, die sich für eine solche Arbeit die ihnen eine neue Einkommensmöglichkeit erschloss, zur Verfügung stellen wollten, wuchs.

Das Gesetz von 1949 bestimmt nun, dass Staat und Gemeinden die Kosten für die Entlohnung der Haushalt-Assistentinnen in der Weise verteilen, dass Familien ohne Vermögen und mit nur geringem Einkommen diese Assistentinnen unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden, während die Bessergestellten und Wohlhabenden eine nach der Einkommenssteuer gestufte Bezahlung zu leisten haben.

Um zur Arbeit als Haushalt-Assistentin zugelassen zu werden, müssen folgende Voraussetzungen

erfüllt sein: ein Mindestalter von 25 Jahren, mehrjährige hauswirtschaftliche Praxis, der Nachweis, dass keine offene (infectious) Tuberkulose vorliegt. Ausserdem muss die Bewerberin sich zur Teilnahme an einem drei Monate dauernden Vorbereitungs-kurs verpflichten.

Diese Haushalt-Assistentinnen können je nach Wunsch nur während einiger Tagesstunden oder auch ganzjährig beschäftigt werden. Sie werden nicht am Arbeitsplatz befristet, sondern kommen für Wohnung und Verpflegung selbst auf und erhalten eine angemessene Entlohnung.

Jede Gemeinde kann frei darüber entscheiden, ob sie solche Haushalt-Assistentinnen anzustellen wünscht, doch sind in der Zwischenzeit bereits alle grösseren Gemeinden hierzu übergegangen. Die Bezeichnung «Haushalt-Assistentin» gibt den in dieser Weise Berufstätigen, die früher oft ein eigenes Heim hatten, das Gefühl, eine richtige Aufgabe zu haben und nicht einfach ein Dienstmädchen zu sein. Cläre Neumann

## Ein Besuch in der Arbeitshilfsstätte für geheilte Tuberkulöse Appisberg bei Männedorf

An einem Sommernachmittag, an dem die Natur in ihrer ganzen Pracht prangte, brachte uns ein Autocar auf die Höhe über Männedorf, wo am Waldrand mit herrlicher Aussicht die Zürcher Arbeitshilfsstätte Appisberg liegt. Dieselbe wurde 1932 gegründet und dient Patienten, die aus Sanatorien entlassen wurden, wo sie oft Monate oder Jahre in körperlicher Untätigkeit verbracht hatten. Hier sollen sie dem Arbeitsleben zurückgekehrt werden. Viele können ihre frühere Tätigkeit nicht mehr aufnehmen und müssen umgeschult werden.

In liebenswürdiger Weise empfing uns der Chefarzt Dr. Opikofler. Er ist an Besuche von nah und fern gewöhnt, denn diese Anstalt ist die einzige in der Schweiz und auch im Ausland sind solche noch eine Seltenheit. Darum sind die Erfahrungen die man hier machen kann, von besonderem Wert. Die Häuser, unter sich durch Liegeterrassen verbunden, sind prächtig gelegen in einer Höhe von zirka 550 Metern, fern von jedem Verkehr, in sonneriger Landschaft vor einem Wald. Scheint im Sommer die Sonne gar zu heiss auf die der Liegekur Pflegenden, so brauchen sie nur eine Türe nach der Rückseite zu öffnen und in zwei Schritten sind sie im Wald und können in Hängematten am Schatten ihre Liegekur fortsetzen. In Appisberg sind die Liegekuren in abgestuften Dosen, sie wechseln ab mit den Arbeitsstunden, die für jeden einzelnen genau dosiert sind.

Der Aufenthalt in dieser Anstalt bedeutet also eine Uebergangszeit von einigen Monaten bis zu maximal einem halben Jahr. Es können etwa 90 Patienten aufgenommen werden, davon sind zwei Drittel Männer, ein Drittel Frauen. Als Berufe, die sich der Umschulung für Sanatoriumsentslassen be-

sonders eignen, kommen in Frage erstens die Schreiner. In einer geräumigen Werkstätte, die mit modernen Entlohnungseinrichtungen und Maschinen ausgerüstet ist, werden diejenigen, die sich für diesen Beruf eignen, von einem tüchtigen Werkmeister geschult. Die sorgfältig gearbeiteten Küchenmöbel, die hier entstehen, bewiesen uns, dass hier nur Qualitätsarbeit geliefert wird und es fehlt dieser Werkstätte denn auch nicht an Aufträgen. Die Anstalt erwartet daraus für sich keinen materiellen Gewinn. Der einzelne arbeitet je nach körperlichem Befinden zwei bis höchstens sechseinhalb Stunden. Er erhält für seine Tätigkeit einen Stundenlohn, der ihm am Wochenende zum Teil ausbezahlt wird. Ein Teil wird zurückbehalten und ihm beim Verlassen der Anstalt ausgehändigt, sodass mancher mit einem hübschen Säckchen im Sack nach Hause zurückkehren kann. In der Schlosserei arbeiten nur frühere Schlosser, die sich hier wieder in ihrem Beruf und unter guter Anleitung weiterbilden können. Zur Anstalt gehört auch ein sehr grosses Terral für Gemüse und Obstbau, doch werden hier keine Patienten beschäftigt, da diese Arbeit oft in praller Sonne getan werden muss, was ungünstig auf frisch geheilte tuberkulöse Prozesse wirken würde und sie neu beleben könnte.

Für die Frauen ergibt sich im Haushalt, in der Glättereier und im Nähzimmer gute Gelegenheit zur Wiedereinführung in den Arbeitsprozess. Wir sahen hübsche, von fleissigen Händen hergestellte Gegenstände, die manche der Besucherinnen zum Kauf verlockten.

Eine besondere und wichtige Umschulungsmöglichkeit für beide Geschlechter stellt der kaufmänn-

liche Kurs dar, der nach sechsmonatiger Dauer mit einer von der Behörde anerkannten Prüfung abschliesst. Zu den 15 Wochenstunden kommen Fachlehrer in die Anstalt herauf. Gewisse Anfangsgründe in Stenographie und Maschinenschreiben werden verlangt und können während des Sanatoriumaufenthaltes erworben werden. Im hellen, schönen Unterrichtszimmer stehen Schreibmaschinen zur Verfügung. Der leitende Arzt äusserte sich sehr befriedigt über die Ergebnisse dieser Kurse. Den Absolventen können meistens bald Stellen vermittelt werden. Selbstverständlich werden alle Pensionäre von Appisberg regelmässig untersucht und Rückfälle, die leider nicht selten sind, wieder ins Sanatorium zurückgeschickt. Stellungen werden nur an solche vermittelt, von denen man annehmen kann, dass sie wirklich geheilt sind. Doch auch diesen empfiehlt man, weiterhin unter ärztlicher Kontrolle zu bleiben.

Wir schieden von Appisberg mit der Erkenntnis, dass eine solche Anstalt einem grossen Bedürfnis entspricht und eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat, nicht nur an den geheilten Patienten, sondern auch an deren Familien und damit auch an der Allgemeinheit. Das Bewusstsein wieder arbeiten zu können, gibt den so lange zu Untätigkeit gezwungen Gewesenen neuen Lebensmut und sie erfahren es besonders intensiv, wie sehr die Arbeit für die Menschen einen Segen bedeutet. Dr. E. L.

## Eine Jubilarin dankt

Fräulein Julie Bikle, deren wohlthätiges Wirken wir anlässlich ihres achtzigsten Geburtstages würdigen durften, schreibt uns ihren Dank: Zu meinem achtzigsten Geburtstag wurde mir so viel Anerkennung zuteil und ich wurde so reich beschenkt, dass es mir mit dem besten Willen nicht möglich ist, allen persönlich zu danken. Ich muss mich deshalb darauf beschränken, auf diesem Wege für die grosse Freude, die mir bereitet wurde, herzlich zu danken, ganz speziell allen jenen, die es mir seinerzeit in irgendeiner Weise ermöglichten, das alle Weltteile umfassende Werk der «Ermittlungsstelle für Vermisste, Wartstrasse 14, Winterthur» durchzuführen, vor allem aber den kaum der Schule entwachsenen, begeisterungsfähigen jugendlichen Helfern. Ich bin heute noch stolz darauf, dass ich nie eine Sammlung veranstalten musste, weil alles, was unser Werk für Vermisstenuche und Gefangenenerstützung erforderte, unaufgefordert immer von selbst kam, und zwar fast ausschliesslich von der Winterthurer Bevölkerung. Mein langgehegter, sehnlichster Wunsch, die noch reichlich vorhandenen Akten zu einem Gesamtbericht selbst verarbeiten zu können, was mir aus verschiedenen Gründen bisher leider nie möglich war, ist wieder mächtig aufgeflammt, und ich hoffe, dass mir dies nun doch noch gelingen werde.

## Lyceumclub Zürich

Den Jahresabschluss bildete wie immer die Weihnachtsfeier. Der Lichtebaum, die mit Tannengrün und leuchtenden Kerzen geschmückten festlichen Tische und die, trotz drohendem politischem Gewölk, zukunftsreichen Gesichter, alles strahlte den warmen Schein von echter Freundschaft und fester Gemeinschaft aus, einer Gemeinschaft, die nicht nur zu feiern versteht, sondern auch tatkräftig zugeht, wo es zu helfen gilt. Und über dem Ganzen schwebte der Sinn des Besamenseins verkündend der leichte stimmungsgewisse Gesang von Dora Wyss, die alte volkstümliche Weihnachtslieder in die Gruppen: Verkündigung, Hirtenbesuche und Maria und Josef im Stall zusammenfasste.



Sein Pedal hieb mir ins Knie und brachte mich damit zur Strecke. Da aber die Gegengewirkung gleich der Wirkung ist, hieb ich gerchensweise auch mein Knie ins Pedal, so dass er kopfüber auf den Radstein stürzte.

Ich lag auf dem Rücken und rieb mein Knie, und er lag auf seinem Velo und wischte sich das Blut aus den Augen. — Und was waren seine ersten Worte, als er, wie Laokoon die Schlange, das Fahrrad von sich streckte?

«Sie sind schuldig!» sagte er. Noch im Kot dachte er an die Verkehrsordnung!

«Sollten Sie nicht lieber Ihrem Schöpfer danken», fragte ich ihn ärgerlich, «dass Sie noch am Leben sind? Mir haben Sie wahrscheinlich die Kniebeschädigung gebracht.»

Er horchte auf. Der Gedanke, dass er mir etwas angetan haben konnte, schien ihm neu. Wie ein Autofahrer, der einen Unfall verursacht, war auch er zunächst über sein Opfer erbittert.

Da ich ihn stutzen sah, nahm ich die Gelegenheit wahr, ins Kantonshospital zurückzuhumpeln. Denn so ganz sicher war auch ich meiner Sache nicht. Getrümert hatte ich, und es mochte sein, dass ich dem Mann ins Rad gelaufen war. Auf alle Fälle blutete er, während ich nur ein geschwollenes Knie hatte. — Nochmals ins Kantonshospital? Ich war froh gewesen, wieder draussen zu sein. Vielleicht war mein Knie so wenig gebrochen wie sein Schädel. Ich habe eine gewisse Übung im Überfahrenwerden. Es hatte schon schlimmer weh getan, und nachher waren es doch nur Quetschungen gewesen. Zögernd wandte ich mich um. Der Radfahrer glitt schon dem «Pfeuen» zu, langsamer als vor ein paar Minuten, wenn auch immer noch zu schnell. Nicht nur sein Schädel, auch sein Velo schien also in Ordnung zu sein. Ein paar Blutstropfen auf dem Pfister waren alles, was den Unfall bezeugte. Und ein paar Kinder, versteht sich — wo fehlten die! —, die mich angafften. Sie schienen zu erwarten, dass ich noch etwas zu ihrer Unterhaltung beitragen werde.

Ein kleiner weisser Hund kam heran und beschneufelte die Blutstropfen. Richard Katz



... haben die Stimmung beim Frühstück!  
Generalvertrieb:  
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,  
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Die Läden an der Bahnhofstrasse sind sehenswert. Doch was nützt die treffliche Qualität der Waren und der gute Geschmack, mit dem sie zur Schau gestellt werden, wenn man nicht nach Gefallen über die Strasse pendeln darf, um sie zu betrachten?

Auch Rio de Janeiro hat schöne Kaufstrassen: zwei vor allem übertreffen die andern, die Rua Ovidio und die Rua Gonçalves Dias. In diesen bevorzugten Geschäftstrassen aber darf tagsüber kein Auto fahren. Das haben die Kaufleute durchgesetzt, damit die Fussgänger in Musse flanierten und die schönen Schaufenster betrachten können. Nur nachts haben Autos Einfahrt, um die Geschäfte zu beleuern.

Nun, da sind wir ja wieder in Rio und können fortsetzen, wo der Strafzettel für unbotmässige Fussgänger geführt hat: zunächst zu Erstaunen, dann zur Rebellion und schliesslich zu gar nichts. Denn die Fussgänger Brasiliens sind keine gerechten Kammerherren und die Fussgängerinnen schon gar nicht.

Ueberrascht da eines Morgens eine junge und angenehme gewölbte Brasilianerin die Avenida Rio Branco bei rotem Licht und ausserhalb des Fussgänger-Streifens (der dort durch eine Art metallener Wanzel im Asphalt markiert wird). Der Lautsprecher klickte vor Empörung und ein Polizist legte ihr die Hand auf die Schulter, um sie auf den rechten Weg zu leiten.

Kurz entschlossen spuckte sie ihm ins Gesicht. Indem er es mit einer Hand abwischte, versuchte er, ihr mit der andern einen Strafzettel über zehn Cruzeiros zu überreichen.

Mit aller Kraft ihrer charmannten Jugend versetzte sie ihm einen Tritt ins Schienbein.

Ein galanter Herr — wie ich herausstellte, ein Detektiv der Kriminalpolizei — zog beschwichtigend seine Brieftasche, um für die zornige junge Dame die Busse zu bezahlen.

Mit südllichem Temperament versetzte sie ihm eine Ohrfeige, dass es nur so knallte.

Beim besten Willen: es blieb nichts übrig, als sie zu verhaften.

hatte, sie wieder los zu werden. Da in Brasilien der Satz gilt, dass man «eine Frau nicht einmal mit einer Blume schlagen» darf, erzielte sie viele Treffer, bevor man sie wieder ins Freie befördern konnte.

Ob sie die Busse bezahlt hat? Der Polizeibericht schwieg verschämt.

Wer aber nicht schwieg, war die Presse. Nächsten Tags war sie einmütig im Lob der streitbaren Fussgängerin.

Das grösste Morgenblatt Rios schrieb, in diesem schönen und tapferen Mädchen habe sich die Verfassung Brasiliens verkörpert, um eine Einschränkung der Bürgerfreiheit abzuwehren.

Minder romantisch stellte eine andere Zeitung fest, dass dieser Fall wieder einmal die Unmöglichkeit erweise, Fussgänger und Autos auf derselben Strasse zu lassen. Man solle die Autos um die City herum und nicht in sie hineinfahren. Für das Stadtinnere genügt ein Tram und Autobus.

Das ist auch mein Rezept: Strassen für Autofahrer und — durch Unterführungen getrennt — Gassen für Fussgänger. Dann sollen Fahrer mit Fahrern und Fussgänger mit Fussgängern auskommen. Man wird schon sehen, wer friedlicher ist.

Solange man noch nicht so weit ist, sollen die Autos wenigstens im Stadtkern langsamer fahren und Motor- und Fahrräder erst recht.

Um aber den Fall der angrifflichen Fussgängerin abzuschliessen: die Strafzettel sind verschwunden. Die einseitigen Kreuzen die Fussgänger die Avenida nach Gefallen.

Die überschellen Autofahrer Europas sollen sich also nicht auf das Vorbild Amerikas berufen. Denn das verweigert bereits dem Gesslerhut von «Gehen» und «Warten» die Reverenz.

Auch in der Schweiz hat man ihn nicht immer respektiert. Als in Basel vor fünfundsiebenzig Jahren die Fussgänger aufs rechte Trottoir der Wettsteinbrücke verwiesen wurden, regnete es Proteste. «Wir sind hierzulande nicht gewohnt und wollen es nicht gewohnt werden, dass uns auf offener Strasse ein Polizist vorschreibt, ob und wie wir zu gehen und zu stehen haben!» hiess es in einer Basler Zeitung.

Nun, so allmählich ist man es doch gewohnt worden...

Die Bekannten, mit denen ich spreche, wundern sich, dass mir in Europa vor allem Zustände auffallen, mit denen sie sich längst abgefunden haben: Formulare ausfüllen, Salonkommunisten, Autoraserei. — Das sind für sie Selbstverständlichkeiten. Für den aber, der viele Jahre abwesend war, sind sie es nicht. Er bemerkt, dass hier solche Misslichkeiten in eben der Zeit gewachsen sind, in der sie in Amerika abgenommen haben.

So gern er seine guten alten Erinnerungen bestätigt findet, so dankbar er im besondern für die geistige Atmosphäre ist, die ihn hier erfrischt, für die vielen Kunstausstellungen (während vier Europa-Monaten sah man sehr schöne Bilder als während neun Amerika-Jahren), für die Konzerte und Vorträge und Theateraufführungen, für die Kunst des Alltags, die ihn aus Plakaten und Schaufenstern, aus Bauten und Möbeln anspricht: so bemerkt er doch auch eine zunehmende Nachgiebigkeit des Schönen gegenüber dem Praktischen, des Behaglichen gegenüber der Hast. Und weil er nicht aufgehört hat, Europa zu lieben, beunruhigt ihn solche Gefährdung europäischen Geistes fast über Gebühr.

Woraus es sich denn erklärt, dass er selbst an Zürich etwas aussetzen findet?

Als persönlicher Grund kam hinzu, dass ich in Zürich schliesslich doch überfahren wurde, wenn auch nur von einem Velo. — Ich kam aus dem Kantonshospital, wo ich meine Tropfenfestigkeit hatte nachprüfen lassen und dabei eine andere Annehmlichkeit schätzen gelernt hatte: den erstaunlich billigen Preis, den hier die ärztliche Wissenschaft berechnet. In Amerika hätte ich für derart komplizierte Messungen und Analysen das Zehnfache bezahlen müssen.

Vergnügt überlegte ich mir, wo ich die beruhigende Diagnose, die mir der Professor gestellt hatte, mit einer Flasche Burgunder feiern sollte, als mich auch schon ein Radfahrer niedersties, der im Zürcher Strassentempo talwärts sauste.

Vom Dezember her verdient noch der Klavierabend der Mailänder Pianistin Rina a Sala Gallo besondere Erwähnung. Sie spielte alte und moderne italienische Klaviermusik. Ganz entzückend die alten Italiener (Pescetti und Pasquini), mit einem Duft, einer Zartheit an den Staub des Schmetterlingsflügels gemahnt und ebenso vergänglich: klanggewordene Vergangenheit, wehmütig-süßes Erinnerung! Was wird die «moderne» Musik künftigen Generationen von uns erzählen? Auch sie ist ehrlich. Sie ist aus dem Bereich der sedenen Tapeten heraus und hinein in Allerweltsleben gestiegen und gibt es wieder, wie es sich in jedem einzelnen spiegelt: turbulente Unruhe, Wildheit, Ironie. Das ist mehr, als ein Suchen nach neuen Tongesetzen, es ist ein aufgeregtes: Wohin treiben wir? Beim ersten Hören empfindet man mehr das Gemeinsame der Tonsprache von Montani, Malipiero, Davico und Pizzetti. Die Pianistin bewältigte ihre Aufgabe mit technischer Bravour und mit musikalischem Witz, einer bei Frauen seltenen Gabe.

Die Sängerin Marthe Deininger-Guise veranstaltete einen eigenen Liederabend ausschliesslich französischer Komponisten, ein gefährliches Unternehmen, das nur dann einer gewissen Eintönigkeit entgeht, wenn die Sängerin sehr differenziert zu gestalten weiss. Der mitwirkende Pianist Jakobus Baumann spielte Debussy und forderte damit einen gefährlichen Rivalen auf den Plan: Gieseking, dessen aus feinsten Farbtönen zusammenfliessende Tonräume uns als unnachahmliche Vorbilder im Ohre liegen.

Anna Roner



Wandernde Welt, drei Geschichten von Mensch und Tier, von Richard Katz, im Fretz & Wasmuth-Verlag, Zürich.

Wieder ein echter Katz, lebhaft, voll Humor, neben menschlicher Güte und Einfühlung, Zeuge der ungemein scharfen Beobachtungsgabe, welche diesem Dichter zu eigen ist für den äusseren und inneren Ablauf des Geschehens. Der Vielgeier, dem Nationalsozialismus nach Südamerika Entronnene lässt uns in seiner ersten und dritten Geschichte an Erlebnissen von Tieren und Menschen Anteil nehmen, die beweisen, wie sehr er sich «drüben» eingelebt hat, nicht nur in die Sitten und Gebräuche, sondern in die ganze Mystik und all das viele Unterbewusste, das im Leben jener Völker noch entscheidend mitschwingt. Nach dem Krieg ergreift ihn die Sehnsucht, sein altes Europa wiederzusehen, und mit seiner scharfen Beobachtungsgabe, und seiner gestrichelten Feder führt er dem Europäer, dem stets so satten und selbstzufriedenen Schweizer vor allem allerlei weinende und lachende Wahrheiten zu Gemüte. Scharf zeichnet er den nicht stets erfreulichen Gegensatz zwischen einer übersteigerten Zivilisation und der Unberührtheit der Wildnis, der weiten menschenarmen Tropen und ihren seltenen Bewohnern mit ihren Konflikten, Tugenden und Fehlern auf.

Mit wachen Augen pendelt er durch sein altes, geliebtes Zürich, erkennt mit selten raschem Scharfblick Zürichs schwächsten Punkt im modernen Grossstadtbetriebe so, dass wir unseren Leserinnen dank der gütigen Erlaubnis des Verlages mit Vergnügen das amüsante Kapitel «Zürich» als pikantes Hors d'oeuvre aus dem erfreulichen Buch im Feuilleton als Kostprobe vorsehen.

**Der Kleine Löwe**, Bilder von Ylla, französischer Text von Jacques Prévert, Übersetzung ins Deutsche von Hanno Helbling, Fretz & Wasmuth-Verlag, Zürich.

Wem von uns hätte er nicht in die Augen gestochen, aus den Buchauslagen heraus, dieser süsse kleine Kerl, mit seinem Löwen-Baby-Gesicht und den treuen, fragenden Baby-Augen? Es ist eine entzückende Sammlung allerschönster Tierbilder, die in die Hände der Eltern und Erzieher gehören, welche in ihren Kleinen Liebe und Verstehen für das Tier wecken wollen. Der Text ist dem kindlichen Verständnis angepasst, aber die Aufnahmen sind so schön, dass ihr seelischer Gehalt dem Kind durch die Führung tierliebender Erwachsener erschlossen werden muss. Es ist schön, wenn Künstler das Wesen der Kreatur in einem so lebendigen und wahren Masse erschauen und festhalten können.

**Im Land der langen Schatten**, Roman von Hans Ruesch, Steinberg-Verlag, Zürich.

Dies ist die Geschichte einer Polar-Eskimofamilie, deren Leben im höchsten Norden nach uns fremden, seltsamen Sitten und Gebräuchen in einer harten Natur sich abwickelt. Die Begegnung mit den weisen Männern, die aus einer anderen Welt kommen, führt zu dramatischen Kämpfen. Die Schicksale der Eskimofamilie sind knapp und schlicht, wie es der Landschaft und den Menschen entspricht, aber gleichzeitig mit atemberaubender, fesselnder Kraft geschildert.

**Silbermond und Kupfermünze**, Roman von William Somerset Maugham, Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Es ist die Lebensgeschichte des biederen englischen Börsenmaklers Charles Strickland, der im reifen Mannesalter plötzlich mit seiner ganzen Vergangenheit bricht und in einer geradezu brutal anmutenden Entschlossenheit rücksichtslos seinen Weg als Künstler beschreitet. Dieser führt ihn über Paris nach Tahiti, wo er an einem abgelegenen Orte sein eigentliches Künstlertum entdeckt, wo sich aber auch ein grausames Schicksal an ihm erfüllt. Er wird vom Aussatz befallen und nimmt ein furchtbares Ende. Maughams Buch vereinigt in sich die Vorzüge eines unterhaltsamen und spannenden Romanes.

«La Råpe» von Maria Poliakova

Maria Poliakova gehört zu den Ausländern, die schon lange bei uns leben und mit ihrer Eigenart unser Schweizergewissen bereichern können. Ihr diesjähriges Bändchen blickt zurück auf das immer noch unbegriffene Phänomen des Antisemitismus. Sie verhält sich gleichzeitig leidend und schauend, wobei ihr echter Gestaltungstrieb sie des Hasses enthebt und ihr gestattet, das Geschehen ins objektive Licht zu rücken. Ihr Wort ist scharf und mild zugleich, wie bei Menschen, die viel allein sind, viel gereist sind und vieles erlebt haben.

## Veranstaltungen

### Bund Schweizerischer Frauenvereine

#### Einladung zur Tagung der Berufsverbände

Samstag, den 27. Januar 1951, 10.15 Uhr, in Zürich, Kirchengemeindehaus, Hirschengraben 50, Tram Nr. 1 und 3 bis Mühleggasse.

10.15 Uhr: Eröffnung der Tagung durch Frau G. Haemmerli-Schindler, Präsidentin des Bundes Schweizer Frauenvereine, und Fräulein N. Baer, Präsidentin der Fachkommission für Frauenberufsrfragen.

10.45 Uhr: Zwei aktuelle Gesetzentwürfe. Bundesgesetz über die Arbeitsvermittlung, Dr. Nelli Jaussi, BIGA, Bern; Bundesgesetz über die Arbeitslosenversicherung, Maria Oechslin, Schaffhausen. Diskussion und Fragestellung.

Gemeinsames Mittagessen im Restaurant Oleander, Zeltweg 4.

14.00 Uhr: Was leistet das Schweizerische Frauensekretariat für die Berufsverbände? Anna Mürset, Gertrud Niggli.

Diskussion über: Was erwarten die Berufsverbände vom Schweizerischen Frauensekretariat?

15.30 Uhr: Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit. Einleitende Referat von Dr. jur. Margrit Hoernli, Zürich. Voten von Vertreterinnen verschiedener Berufsgruppen. Diskussion.

Schluss der Tagung ca. 17 Uhr.

#### Ferienkurs über Mutterschaft und Kinderpflege für Bräute und junge Frauen

Vom 27. März bis 7. April 1951 veranstaltet Pro Juventute den zur Tradition gewordenen Schulungskurs für Bräute und junge Frauen im Erholungsheim Auboden in Brunndaren (Kt. St. Gallen). Während zweier Wochen wird von berufener Seite (Ärztin und Säuglingsschwester) theoretisch und praktisch über alle Fragen unterrichtet, die sich jeder jungen Frau und Mutter stellen.

Es ist Gelegenheit geboten, den Tageslauf eines Säuglings in allen Einzelheiten zu erleben, seine Pflege und Bekleidung, die Zubereitung seiner Nahrung, seine Gewöhnung und Erziehung. Keine Frau sollte unvorbereitet an diese erste Aufgabe heranreten und ohne Bescheid zu wissen über die Zusammenhänge der Mutterschaft. Die gleichzeitige Entspannung und Erholung in frohem Kreise lassen den Kurs zu einem unvergesslichen Erlebnis werden.

Auskunft und Anmeldung beim Zentralsekretariat Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich 22. Tel. (051) 32 72 44.

#### Zürich: Frauengruppe der Freisinnigen Partei

Vortrag mit anschließender Diskussion über das Thema: «Was die Frau vom Zivilrecht wissen muss». Von Fräulein Dr. jur. Anna Keller, Freitag, den 19. Januar 1951, 20 Uhr, im Lyceumclub, Rämistrasse 26. Dieses hochinteressante und für uns so wichtige Thema verspricht einen sehr anregenden Abend. Die Referentin hat sich in lebenswürdiger Weise bereit erklärt, auf Wunsch über Fragen der Vormundschaft, Adoption, Bürgerschaftsrecht sowie Obligationenrecht (Vertrags- und Gesellschaftsrecht) an einem zweiten Abend zu orientieren. Familienangehörige und Gäste sind herzlich willkommen. Tee mit Gebäck Fr. 1.50.

Zürich. Lyceumclub, Rämistr. 26. Montag, 22. Jan., 17 Uhr: «Wie hört man Musik». Vortrag von Herrn Dr. Regeh, (mit Beispielen am Klavier). Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich. Zürcher Frauenzentrale. Mitglieder- und Delegiertenversammlung Mittwoch, den 24. Januar 1951, 14.30 Uhr, im grossen Saal des Kirchgemeindehauses am Hirschengraben (Hirschengraben 50), Tram 1 und 3 bis Mühleggasse. Traktanden: 1. Protokoll. 2. Verschiedene Mitteilungen. 3. Vortrag von Herrn Oberst Franz Bucher, Platzkommandant Zürich: Einsatz und Schutz unseres Volkes im Rahmen der totalen Landesverteidigung.

Bern: Frauenstimmrechtsverein Bern. Samstag, 27. Januar 1951, 20.15 Uhr, im grossen Saal des «Daheim»: Jahresversammlung. Programm, 1. Teil: Traktanden: 1. Protokoll der letzten Jahresversammlung. 2. Jahres- und Kassenbericht. 3. Wahl von drei Vorstandsmitgliedern. 4. Verschiedenes. 2. Teil: Solidarität. Solidarität haben wir heute mehr denn je nötig im Kampf um unser Recht.

Bern: Schweizerischer Lyceumclub. Dienstag, 23. Januar, 20.15 Uhr, wiederholt Frau Beatrice von Steiger ihren Vortrag über Ernst Wiechert. Kostenbeitrag für Nichtmitglieder Fr. 1.—. Freitag, 26. Januar, 16.30 Uhr, spricht Frau Dr. Meyer-Holzappel, Tierparkverwalterin, über die sozialen Beziehungen bei Tieren. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.—.

Basel: Basler Frauenverein. Zum 50jährigen Bestehen Jubiläums- und Jahresversammlung Freitag, 9. Februar 1951, 20 Uhr präzis in der Schmie denunft, Gerbergasse 24. 1. Jahresbericht, 2. Jahresrechnung, 3. Musikvortrag, 4. «Us alte Zyte».

#### Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 22. Januar, um 14 Uhr, sind in der Sendung «Wir Frauen in unserer Zeit» Berichte aus dem In- und Ausland zu hören. — Mittwoch, 24. Januar, gibt um 12.40 Uhr der Frauen- und Töchterchor Gossau (St. Gallen) ein Liederkonzert. — Die halbe Stunde der Frau am Freitag, 26. Januar, enthält folgende Abschnitte: «Kleine Kinder finden Eltern», ein Bericht über die Versorgung von Adoptivkindern; anschliessend: «Das Gedicht» und zuletzt eine Plauderei von Elisabeth Thommen mit ihren Hörerinnen.

#### Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

#### Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trolldstrasse 28, Winterthur



Der heimelige Teeraum Marktgasse 18 Gipfelstube W. BEATSCHE, SOHN ZÜRICH

#### Metzgerei Charcuterie

J. Leutert Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Zürich 1 Schützengasse 7

Telephon 25 47 70

Telephon 27 48 88

Filiale Bahnhofplatz 7

#### Stellenausschreibung

Bei der Städtischen Fürsorgedirektion Biel ist die Stelle der

#### Haushaltspflegerin

infolge Rücktrittes der bisherigen Inhaberin neu zu besetzen. Erfordernisse: Diplomierte Haushaltspflegerin oder Hausbeamtin, eventuell gleichwertige Ausbildung. Längere praktische Tätigkeit in diesem Beruf. Gute Allgemeinbildung. Deutsch und Französisch in Wort und Schrift.

Besoldung nach Klasse 14: Fr. 6660.— bis Fr. 8640.— Zulage 1951: 10 Prozent.

Eintritt so bald wie möglich. Die Bewerbungen sind handschriftlich und von einem Lebenslauf mit Angabe der Personalien begleitet an die Städtische Fürsorgedirektion Biel zu richten.

Biel, den 4. Januar 1951.

Städtische Fürsorgedirektion Biel sig. Pawer



sind vorzüglich

#### Feine Delikatessen

Güggeli / Ravioli / Pastelli / Sulzen

Traiteur Seiler

Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

#### Helvetia Backpulver



AKTIENGESellschaft A. SENNHAUSER, ZÜRICH

TELEPHON 3 46 86 TELEGRAMM-ADRESSE: BLUMENKRÄMER

Blumenkrämer «Das Haus, das jeden zufriedenstellt» ZÜRICH BAHNHOFSTRASSE 38



Darum kauft 'Müsti' gern im MERKUR

Chocolade - Biscuits - Bonbons



mit und ohne Bettzeugraum, 10 versch. Modelle, in Nussbaum, furniert

ab Fr. 92.—

Dazu die guten

Dea-Matratzen

in den Preislagen von 165.—, 195.—, 264.—

Eigene Fabrikation 10 Jahre Garantie!

hans Loginbühl

Spezialgeschäft für gute Bettwaren

Uraniastrasse 32, Zürich 1 Tel. 23 35 98

Verl. Sie meine Off.!

90 0/0

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

#### SCHAFFHAUSER WOLLE



S.P.Z. 5013



Süssmst

der ideale Durststiller; Energie- und Wärmespendend dank hohem Fruchtzucker-Gehalt.

...darum auch im Winter!

#### E. GUGOLZ-MEYER

Bäckerei-Konditorei

Zürich 10, Nordstrasse 151, Tel. 26 74 08

Prompte Bedienung ins Haus

#### Evangelische Haushaltungsschule 'Viktoria'

Reuti-Hasliberg

(Bernser Oberland 1050 m ü. M.)

Gründliche theoretische und praktische Ausbildung in allen Haushaltsarbeiten, Kochen, Handarbeiten, Säuglingspflege, Erziehungslehre, etwas Deutsch, Französisch und Haushaltrechnen. Im Sommer Gartenkurs. Ganz und Halbjahreskurse. Bibelunterricht. Wunderbare Lage und sonniges Höhenklima. Mässiger Preis. Kursausweis. Verlangen Sie Prospekt. Tel. 687. Beginn des Sommerkurses: 17. April 1951.